



„So schick mir mit Jella,“ sagte der Baron. „Das Siegel- und Verberben. Wenn du nichts begehren hast, so werde ich heute den Wunsch aussprechen, den Direktor diesen Abend bei euch näher kennen zu lernen und Jella bitten, Siegfried zum Thee zu laden. Ich glaube nicht, daß Jella mit mein Ersuchen abschlagen wird. Wenn wir dann ganz unter uns sind, will ich versuchen, für das Uebrige zu sorgen.“

Es war ein eigenthümlich steif stilisiertes Billet, mit welchem Baroness Jella eine Stunde nach dem Diner Direktor Siegfried für neun Uhr abends zum Thee lud. Da Jella den Wunsch ihres Vaters nicht gut unerfüllt lassen konnte, so hatte sie für ihre Einladung die mindest verbindliche Form ausfindet. Die Baroness war mit sich sehr zufrieden; ob sie aber auch so zufrieden gewesen wäre, wenn sie das eigenthümlich mißliebige Käselin hätte beobachten können, mit dem der Direktor das zierliche Billet überflog? — Nach wenigen Minuten des Nachdenkens nahm Siegfried die Einladung an, und abends erschien er pünktlich im blauen Saal, wo der Thee genommen werden sollte.

Draußen wirbelten die Flocken in der feuchtkalten Dezemberluft und sanken, von unsichtbaren Fittigen getragen, so dicht zu Boden, daß die allergrößten Dagestirne am Waldrande bedenklich unter den dicken Schneebänken hervorlugten und den flüchtigen Genossen zuschmunten, der meinte: „Wenn das so weiter schneit, so werden wir ja noch ganz im Schnee begraben, und wer soll dann den Weg hüten, damit nichts Unrechtes passiert?“

„Als ob dies Strandwerk etwas hindern könnte!“ dachte die erste Flocke bei sich und sah, wie die Flocken immer dichter niederfielen, eine um die andere, und wie sie einander im Fallen flüchten und alle zusammen in millionenfacher Zahl das weiße Kleid der alten Wintererde woben.

Als ob man auch im blauen Saale von dem Einlen und Wehen der dichten Flocken etwas vernehmen wollte, so trat mit eins eine Pause in der Unterhaltung ein, die bisher ziemlich lebhaft geführt worden war. — Herr v. Strehlen hatte sich nahezu ausschließlich mit Direktor Siegfried beschäftigt, der sein ganzes Herz gewonnen zu haben schien. Bei dieser lebhaften Unterhaltung war bisher Jellas Zurückhaltung nicht aufgefallen. Die Freizrau v. Balten nicht mit ihrer lebenswichtigen, mütterlichen Freundlichkeit oft von Herzen beistimmend zu den Worten Siegfrieds oder Strehlens, und u. a. v. Rotheim vergaß bald mit acht eheimännlicher Charakter den Kummer, der ihn drückte und nahm lebhaft an dem interessanten Gespräch theil.

„Vieles Direktor, Sie dociren ja geschickt wie ein Akademiestreifer,“ rief Herr v. Strehlen in höchem Entzuse aus, als Siegfried mit einer Fülle von Beweiszündeln die Behauptung Strehlens widerlegt hatte, daß der Mensch bei seinem Thun sich durch das Motiv der Nützlichkeit leiten lassen müsse.

„Ich werde mich aber nach Bundesgenossen umsehen,“ fuhr Strehlen fort, als ihm ein rascher, prüfender Blick zeigte, daß auch in dem Gesichte Jellas sich, vielleicht gegen ihre Absicht, Interesse aussprach. „Was sagen Sie dazu, Baroness, wer von uns beiden hat recht?“

Der Freizherr v. Rotheim sah unruhig seinen Freund an. Es schien ihm bedenklich, Jella in ein Gespräch zu ziehen, an dem sie bisher wohl abthätig nicht theilgenommen hatte. Doch die bodenmäßig abweisende Antwort, die der Schlossherr erwartet hatte, blieb aus. Jella wandte sich zum ersten mal

an diesem Abend direkt an Volk Siegfried, indem sie groß und voll ihren Blick auf ihn richtete und laut und feil sagte:

„Herr v. Strehlen behauptet: Was mein Vortheil ist, das ist meine Pflicht, und Sie, Herr Direktor, erklären, wenn ich Sie recht verstanden habe: „Was meine Pflicht, das ist stets auch mein Vortheil.“ Ich gestehe, daß die Erklärung meines Vathens mehr nach meinem Geschmack ist, denn — sie ist ehrlicher.“

„Ehrlicher,“ wiederholte Siegfried. „Seit wann ist es unehrlich, die Unterwerfung unter die Justiz der Pflicht für die lauterste Quelle des persönlichen Glückes zu erklären.“

„Weil man mit diesem Grundsatze sich nur ein moralisches Mäntelchen um die Nacktheit des trassiesten Egoismus hängt. Ihr Ausspruch läßt sich ja ganz nach Bedarf vorzüglich zu recht legen. Man thut eben das, wozu man sich den größtmöglichen Vortheil verspricht, und behauptet nun läßt: diese That war meine Pflicht!“

„Verzeihung, Baroness, ich hege zu viel Achtung vor Ihrem moralischen Gewissen, um nicht anzunehmen, daß Sie dem Begriffe Pflicht niemals einen Doppelsinn unterlegen werden. Ich habe einfach behauptet, daß die treue, strenge, gemeinwesen selbst rüchstlosste Erfüllung der „Pflicht“ unter allen Umständen auch die vortheilhafteste Handlungsweise sei, selbst wenn im Momente die Verhältnisse ganz das Gegenteil erwarten lassen.“

„Wenn Sie das erst meinen sollten,“ entgegnete die Baroness mit leiser Ironie, „so glaube ich aus der Geschichte und den Erfahrungstatsachen genugsam zu wissen, daß die Welt eine rüchstlosste treue Pflichterfüllung stets mit Armut, Schmach und Elend lohnt und über solche extreme Pflichtenhelden zur Erhaltung wohlgeordneter Verhältnisse Kerker oder Tod verhängt.“

„Und halten Sie dergleichen für die davon Betroffenen für ein Unglück?“

„Gewiß, was soll denn sonst Unglück sein, wenn nicht Elend und Schande?“

„Der Uebel größtes ist die Schuld,“ sagt der Dichter. „Ich fasse das schärfer und sage: Das einzige Uebel ist die sittliche Schuld.“

„Ich bedauere, daß ich mich zu dieser Höhe der Anschauung nicht aufschwingen kann,“ versetzte Jella mit steigendem Spotte.

„Wenn Sie es bedauern,“ entgegnete Siegfried ganz unbeirrt, „so gehen Sie ja selbst zu, daß es für Sie ein Gut wäre, wenn Sie diese Höhe der Anschauung doch erreichen könnten. — Uebrigens war bei der kleinen Kontroverse mit Herrn v. Strehlen in der That nur von der Erreichung materieller Vortheile die Rede, und ich wagte zu behaupten, daß wir diese am sichersten, unvertilgbaren durch pflichtmäßiges Handeln erreichen. Ich denke, der Volkssinn spricht für mich, der die Sprichwörter: „Ehrlich währt am längsten“ und „Treue Hand geht durchs ganze Land“ erfand und seit Jahren vererbt.“

„Sie haben recht, Herr Direktor,“ rief Herr v. Strehlen aus; „Sie haben Ihren Grundsatze durch den Hinweis auf den Volkssinn besser bewiesen, als durch Ihre frühere Dialektik. Wir alle, auch Ihre schone Gegnerin, sind überzeugt, daß Ihre Handlungen, Herr Direktor, mit Ihren Grundsatzen sich in vollster Uebereinstimmung befinden.“

(Fortf. folgt.)

„Um des Himmels willen, schweig!“ rief entsetzt die Försterin. „Seid Ihr wohlwollend? Die Fortigerer meines Mannes! Habt Ihr nicht genug Geld über uns gebracht — wollt Ihr ihn gewaltthätig in das Nichts bringen?“

„Ich will nichts — nichts als Geld!“ antwortete mit steigender Erbitterung der andere, „ich halt's geschworen, daß die Bettelstiel ein Ende haben soll. Fort soll ich, weit fort — also heraus mit der Sprache, wo sind die Gelder?“

Er hatte das Handgelenk der Frau gefaßt und umklammerte dasselbe so fest, daß der Schmerz sich auf ihrem Gesichte ausdrückte.

„Laß mich los,“ hüthete sie küstern, „es würde mir sehr thun, wenn ich um Hilfe rufen müßte.“

„Ich sage dir, Weib,“ rief der Jagabund, dem der gestohlene Brautwein und die Raubergabe mehr und mehr zu Kopf stiegen, „du wirst am besten thun, das Maul zu halten. Ich bin just in der richtigen Stimmung, dem ersten, der mir in den Weg tritt, einen Denzettel für ewig zu geben. Und jetzt kein launiges Bedenken mehr! Wo ist das Geld?“

Die Frau war aufgesprungen, aber vergebens versuchte sie ihren Arm aus der umklammernden Faust des Wüthenden zu befreien.

„Margareth! Margareth! Nicht!“ schrie sie, aber schon war die Stille da.

Der Hund, welcher die Weiben aufmerksam beobachtete, sprang in diesem Augenblicke mit einem dumpfen Geheul auf und sahste mit seinen schwarzen Bahnen den Arm des Jagabunds, der sich über den Schmerz der Frau löschte und sich gegen das Thier wandte.

Ein kurzes, aber wildes Ringen erfolgte, in welchem der Alte sich vergebens auf den Beinen zu erhalten suchte. Mit einem furchtbaren Ruck stürzte er zu Boden, einen Augenblick taubete er lüchzend umher, dann blühte die breite Klinge eines Messers im Schenkel des Jüngers auf und winkend ließ der Hund seinen Gegner los.

Die Försterin schrie laut auf und schlug beide Hände vor das Gesicht, der dem Anblick, der sich ihr bot. Das treue Thier hob sein brechendes Auge zu der Herrin empor und verhielte sich nachmals zu ihren Füßen zu kriechen — aber vergebens. Der Jagabund hatte gut zugehört — noch einige kramprohige Rudimente und der Hund streckte sich weit aus — er war todt.

„Ein Geheul hatte sich vom Boden auferhoben und trat jetzt u. a. v. die Försterin, daß kein glühender Athem ihre Wangen streifte. Er lag entsetzt aus. Das Blut tropfte aus den Wunden, die ihm das wüthende Thier beigebracht hatte, und aus seine Augen waren blüthig unterlaufen.

„Weib,“ fuhr er, während seine Hand grimmig das Wundinstrument zückte, „jetzt sind wir allein — ein Wort — ein Laut — und ich begeh'e etwas Entsetzliches! Zum letzten mal! Wo hat der Jüdt das Geld liegen?“

„Auch über die Frau war eine wilde Energie gekommen. „Stoß zu, rief sie, „und vollendet das Werk Eures Lebens in würdiger Weise, mit einem Word. Das Geld aber erhalte ich nicht, so wahr ich —“

„So laßt mich Tausend!“ unterbrach sie der Jagabund und holte zum Stoß aus.

„Holt Schurke!“ bonnerte in diesem Augenblicke eine mächtige Stimme hinter ihm und eine kräftige Faust umklammerte so eisen die Wüthe der Försterin erbebene Hand, daß derselben alsbald das Messer entfiel und stürzend zu Boden stürzte.

Mit einem dumpfen Wuschel wendete sich der also Angegriffene gegen seinen neuen Gegner, der ihn mit einem Rud in die Erde schleuderte. Dort stand der mächtige Gedenksüßel des Jagabunds, den dieser sofort ergriff und auf den anderen einwirkte.

Doch dieser war auf seiner Hut. Im Nu hatte er den Stief-

fänger gezogen und warzte blüthig schnell den auf sein Haupt nieder-saulenden Stiel. Ein Stoß mit der Faust und der Jagabund lag auf der Erde. Schon hob sein Gegner die bewehrte Rechte — der Stiefhänger blühte über dem Niedergeknickten, als die Försterin hinstürzte und den gehobenen Arm umklammerte.

„Allmächtiger Gott,“ schrie sie, „haltet ein, Kneper, es ist mein Vater!“

„Euer Vater — der Berger — holla, wos ist das,“ rief erstaunt Kneper und ließ die gegessene Waffe sinken, indem er sich gegen die Frau wandte.

Diesen Augenblick benutzte der Jagabund. Mit einem Sprung hatte er sich aufgerafft und verdrängte in der Thüre des Nebenzimmers, die Kneper bei seinem Eintritt offen gelassen hatte und von wo aus eine zweite Thüre durch das Hinterhaus in den Wald führte.

Die Försterin war erschöpft in dem Gesel gefunken. Der Fremde aber zerrte den todtten Hund beiseite, wogf einen an der Wand hängenden alten Hausrock, des Försters über ihn und näherte sich dann wieder der Frau.

„Nehle hob lebend die Arme zu ihm empor und der Jammer der letzten Stunden machte sich endlich in einem gewaltigen Thänenstrom Luft.“

„Kneper Kneper,“ rief sie, „Guch hat Gott im rechten Augenblicke wiederergriffen. Ich danke Euch mein Leben — die Ehre meines Mannes! Aber seid großmüthig und fröhnt Euer gutes Wort dadurch, daß Ihr über das Vorgefallene schweigt.“

„Hört mich an, Frau,“ antwortete mit mildem Ernst der Andere, „was ich heute hier erlebt — und es ist wahrlich nichts Geiriges — bleibt, wenn irgend möglich, verheilt mich wohl, wenn irgend möglich, Geheimniß, zwischen uns, das heißt unter einer Weidung: Wolle Dinstheil. Ich habe viel von Eurer Unterredung mit dem alten Schenklen, Euren Vater, mit angehört, denn ich bewachte schon längt jede Bewegung desselben dort an der Thüre. Und fürwahr, es läßt mich, alles zu wissen. Euer Mann wird heute nicht in das Forthaus zurückkehren, dafür ist Sorge getragen —“

„Mein Mann!“ rief die Försterin, wie Ihr wißt —“

„Ich weiß,“ erwiderte ruhig der Wilt die Erregte, „denn nicht der Förster Kneper von Neuba, sondern der Fürst Leopold von Dessau steht vor Euch!“

„Großer Gott, so ist alles verloren! Mein armer Mann!“ hüthete die Försterin und sank von ihrem Geiste betäubt, auf die Knie, das Gesicht in beide Hände bergend.

„Nichts ist verloren,“ sprach mild der Fürst und zog die Knieende mit starkem Arm auf ihren Sitz zurück, „wenn Ihr ehrlich und offen alles bekant, was seit Jahren auf Euch lastet. Gehört Euch heute Wunde, Frau, Ihr habt einen herrlichen Tag durchgemacht. Ich wachte hier nebenan im Zimmer des Försters über Euch und morgen früh, wenn Ihr Euch von dem heutigen Schreck erholt habt, sprechen wir weiter. Und tröstet Euch — Euer Fürst ist es, dem Ihr Wertrouten schenken sollt und der die wahre Schuld von unverschuldetem Unglück zu untersuchen weiß. Gehet zu Bett, Frau, ich schide Euch die Waage, die ich abschicklich ien hielt. Wäre Euch der Gebante Trost und eine ruhige Nacht verbleiben, daß der schwere Alp endlich von Eurer Herzen genommen werden soll. Gute Nacht Frau!“

Eine Stunde später lag das Forthaus im Wolfsgurnd in tiefem Schweigen, denn auch der Wutwurf der Elemente hatte sich gelegt. Der dunfle Wolfenfelder war sersivn und friedlich strahlte der Mond zwischen den Zweigen herab und hüthete um die Fenster der Stube, wo die Försterin nach den Anstrengungen des Tages in unruhigem Schlummer lag, während nebenan Fürst Leopold, auf das Feldbett des Försters ausgebreitet, seinen Gedanken nachhing und die Ereignisse des Tages nochmals an seinem Geiste vorüberstreiten ließ. (Fortf. folgt.)

**Hunte Zeitung.**

• Das Schicksal der Kronprinzess. Der unerwartete Tod des hochseligen Kronprinzen hat ein französisches Blatt, das „Gemeinrecht“, bedenklich eine Zusammenstellung von ähnlichen Fällen zu machen, die im Laufe der letzten anderthalb Jahrhunderte sich ereignet haben. Es ist schon eine erschreckliche Anzahl! Am auffallendsten ist die Sache in Frankreich, wo seit fast zwei Jahrhunderten überhaupt niemals die Krone vom Vater auf den Sohn gelangt ist. Der Sohn Ludwigs XIV. starb unter geheimnißvollen Umständen, ebenso sein Enkel, so daß die Krone von ihm direct auf seinen Urenkel überging. Der Sohn Ludwigs XV. starb ebenfalls jung; der Sohn Ludwigs XVI. hoch als Kind in Tuilerie; der Sohn Karls X. der Herzog von Berry, wurde von Louvel ermordet; der Sohn Napoleons I. starb als Herzog von Orleans im Exil; der Sohn Louis Philippe's, der Herzog von Leclerc, verunglückte bei einer Cavazierfahrt, und der Sohn Napoleons II. wurde in Afrika von den Julius erschödet. Von diesen Prinzen sind erstliche allerdings keine echten Kronprinzen mehr gewesen, als sie starben, aber jetzt hat die Republik in Frankreich dem Kronprinzenhum überhaupt ein

Ende gemacht. In Rußland hat Alexander II. seinen erbsgeborenen Sohn im Alter von 23 Jahren verloren; Wilhelm III. von Holland hat seine beiden Söhne ins Grab heigen lassen; das Schicksal des österrichischen Kronprinzen Rudolf ist noch in aller Erinnerung, und König Leopold II. von Belgien hat wie sein holländischer Nachbar zwei Kronprinzen verloren, zuerst seinen einzigen Sohn, und dann seinen Neffen. Der deutsche Kronprinz Friedrich Wilhelm der nur drei Wochen lang Kaiser Friedrich III. war, gehört auch einmagerem zu den tragischen Geichichte der Kronprinzen, die beweist, daß eben Weidenschildlich auch vor den Thronen keinen Halt macht.

• Ein komisches Mißverständnis. In Dedenburg in Anhalt hatte ein dort lebender Student in seinem Angelegenheit bei der jüngst erfolgten Volksabstimmung über die Weidert „Neuehewer“ die Worte eingelesen: „Wie täglich in Rußland.“ Die Abstimmungs-Kommission erwiderte in dieser Entzragung einen schlechten Witz, nach weidenschildigen Begrissen einen „aroben Muth“, und lud den jungen Mann heiligsten Verantwortung vor. Die Aufklärung erfolgte in einer die Kommission reich bestrahlenden Debatte. Der junge Mann war völlig ganz Glauben gemeint; er besitzt ein Stipendium aus einer Stiftung, welches er jedoch

[2]

**Das Geheimniß des Forsthauses.**

Von Fritz Brentano.

Der Fremde flüchte eine Weile nachsinnend in das Feuer, dessen rothe Gluth sein ohnehin vom raschen Trunk erlöschtes Gesicht mit wahrhaft unheimlichem Widerschein überflog.

„Du magst recht haben,“ sprach er nach längerem Schweigen zu der Frau, die ihn ängstlich von ihrem Gesel aus beobachtete, „es wird vielleicht besser sein, wenn wir uns nicht begegnen. Er ist blüthig und ich bin es auch; das könnte zu bösen Händeln führen.“

„So geht, geht!“ drängte die Frau. „Er kann jeden Augenblick kommen.“

„Wo ist es nicht gemeint!“ erwiderte der Jagabund. „Mit leeren Händen geht ich nicht. Ich laute dir ja, daß ich Geld — viel Geld gebrauche. Doch das wird auch ohne den Förster zu kriegen sein. Wie, Schatz, sollst du nicht irgendwo im Winkel

des alten Forsthauses einen heimlichen Schatzkammern verdeckt haben, den ihr Weibler ja so geüblich zusammen zu scharen wißt?“

„Weib — ich — o Gott!“ rief die Försterin bitter, „ich habe kein heimliches Geld.“

„Schere dich nicht, Anne,“ sprach dringender der Alte, „ich kenne dich besser. Du wartst von jeder eine Heimlichkammer und hattest immer einen Rothgroschen. Also rüde heraus und mache der Geschichte ein Ende — ich habe sie satt.“

„Ich habe nichts im Hause,“ antwortete sie der Frau.

„Geld will ich haben!“ hüthete leise aber drohend der Jagabund mit einem schenen Seitenblick auf den Hund. „Holt dich ruhig, Weib, daß die Bettel nicht ruhig wird, wost halt hat der Teufel! Dein Mann hat Fortigerer hier — ruhig, laß ich — ich weiß es! Wo sind sie?“

